Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

13 (16.1.1932) Die Mußestunde

Visual Library

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden

„Verbotene Filme. Eine Streitschrift". Von Wolfgang Petzet. Preis kart. ℳ 2.50. Societäts-Verlag Frankfurt a. M. 1931. — Die Diskussion über das Thema „Filmzensur" will seit dem Verbot des Remarquefilmes nicht mehr zur Ruhe kommen. Trotz der unermeßlichen wirtschaftlichen Nöte der Zeit hat man in der Oeffentlichkeit instinktiv begriffen, daß es sich hier um ein ganz wichtiges Problem des geistigen Lebens der Nation handelt. Es entspricht daher einem sehr aktuellen Bedürfnis, einmal an Hand der Quellen (der Gesetzestexte, Verordnungen und Entscheidungen in ihrer Originalfassung sowie der in Fach- und Tagespresse veröffentlichen Artikel) darzustellen, welche Grundsätze für Verbot und Zulassung eines Filmes maßgebend sind und wie der schwerübersehbare Apparat von Prüfstellen, Oberprüfstelle, von Beisitzern rätselhafter Herkunft, amtlichen Sachverständigen, widerrufenden Landesregierungen, verbietenden Ortspolizeibehörden usw. ineinandergreift. Die Aufdeckung der hier bestehenden Zusammenhänge zeigt zugleich, welch überragende Rolle die Politik noch bei allen Entscheidungen vom Falle Polemkin bis zum Falle Remarque gespielt hat. Durch Petzet, der als angesehener Filmkritiker seit Jahren die Produktion verfolgt, wird der Nachweis angetreten, daß die Zensur gegenüber den schlimmsten Auswüchsen der Produktion völlig versagt hat, ja, daß sie geradezu die Neigung der Branche zu einer seichten und verlogenen, der Wirklichkeit auszuweichenden Produktion in verhängnisvollster Weise fördert. Ein Film, der sich mit ernsten Problemen befaßt, findet allermeist Schwierigkeiten, während der ärgste Kitsch sich anstandsloser Duldung erfreut. Man kann sich der Forderung des Autors nur anschließen, daß eine Zensur, die das Schlechte nicht zu hindern vermag, es vielmehr noch vor der Konkurrenz des Guten bewahrt, fallen muß und an ihre Stelle die positive Förderung des guten, künstlerisch und kulturell wertvollen Filmes zu treten hat. — Mit der schlagenden und temperamentvollen Streitschrift Petzets, die eine ebenso amüsante wie realistische Satire darstellt, sollte sich jeder Freund des „Kinos" intensiv beschäftigen. Sie ist weit über das Thema Zensur hinaus ein Musterbeispiel für eine mißverhandelte Kulturpolitik.

*

Atlas-Rad (Kosmos-Räder, Deutsches Reichspatent), ein drehbares Nachschlagewerk für die wichtigsten geographischen Daten Asiens. Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Kosmos-Verlag). Preis RM. 1.—.

Afrika-Rad (Kosmos-Räder, Deutsches Reichspatent), ein drehbares Nachschlagewerk für die wichtigsten geographischen Daten Afrikas. Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Kosmos-Verlag). Preis RM. 1.—.

Schweiz-Rad. (Kosmos-Räder, Deutsches Reichspatent), ein drehbares Nachschlagewerk über die wichtigsten geographischen Daten der Schweiz und ihrer Kantone. Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Kosmos-Verlag). Preis RM. 1.— .

*

Wie habe ich meine Schiffsbilanz aufzustellen? Diese Frage bewegt jeden Kaufmann in diesen Tagen. Insbesondere macht das Konto Wertpapiere Sorgen, da keine Börsenkurse zu ermitteln sind. Ueberhaupt wird allgemein eine Wertminderung der Aktiven festzustellen sein, so daß der Ausgleich Schwierigkeiten bereitet. Hier greifen neue Verordnungen vom 15. Dezember 1931 ein, die den Ansatz der Wertpapiere mit dem Mittelkurse zwischen dem Durchschnittsjuni- und Durchschnittsseptemberkurs gestatten. Auch darf zum Ausgleich der erheblichen Wertminderungen des Umlaufvermögens ein Entwertungskonto in die Aktiva eingesetzt werden, das den bilanzmäßigen Ausgleich gestattet und in den nächsten 5 Jahren abgeschrieben werden muß. Ueber diese und andere gerade jetzt für jeden brennende Fragen, z. B. „Wie wird die Zinssenkung vorgenommen?", „Empfiehlt es sich, die Hauszinssteuer durch einmalige Kapitalzahlung abzulösen?", „Wie hoch ist die Mietsenkung und kann ich kündigen?", „Was kann ich bei der Einkommensteuer abziehen?" unterrichten schnell und zuverlässig die „Wirtschaftlichen Kurzbriefe" über Steuer-, Verkehrswesen, Wirtschaftskunde, die größte deutsche Fachschrift auf diesem Gebiete. Der Rudolf Lorentz-Verlag, Charlottenburg 9, sendet gern bei Bezugnahme auf diese Notiz kostenlos und unverbindlich Probehefte.

*

Das Magazin. Die Neujahrsnummer der Zeitschrift „Das Magazin" bringt in bunter Reihenfolge verschiedenartige, reich bebilderte Artikel wie: „Er und Sie", eine neue Art eines Herrenbreviers — „Einfach Puppe!", ein photographisches Trickspiel mit schönen Frauen — „Afrikanischer Bilderbogen" mit Illustrationen von Moritz Baths — „So seh ich mich", eine Zusammenstellung besonders originneller Selbstporträts bildender Künstler — „Der weiße Zauber", ein Wintermärchen — „Hey! Volta!" „Der Herr im Nöstig", „Die Rache eines bösen Buben" und eine außerordentlich große Anzahl schöner und interessanter Photographien. Neben Novellen und Karikaturen sind in dieser Nummer die besten Einsendungen des Preisausschreibens „Das getippte Bild" veröffentlicht, die in ihrer künstlerischen Ausführung eine erstaunliche Leistung darstellen. Auch enthält dieses Heft die Ausschreibung zur Wahl der „Miß Germany 1932".

*

Mutter- und Kinderland. Ein monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde. Einzelheft RM. 0.75. Die jetzt im 4. Jahrgang vorliegende Zeitschrift „Mutter- und Kinderland" hat als monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde sich schon lange und mit Recht die Sympathien aller derjenigen erworben, die Kinder zu betreuen haben. Jedes der bisher erschienenen Hefte mit seinem vielseitigen, wissenswerten Inhalt ist eine Fundgrube neuer Erkenntnisse und praktisch ausgeprobter Ratschläge auf dem Gebiet zweckmäßiger, gesunder Kindererziehung und -behandlung. Aus dem Inhalt des Januarheftes: Dr. Ilse Reicke, Neugeboren — Frieda Radel, Hamburg hilft seinen Müttern — Dr. med. Annemarie Durand-Weyer, Seelenkunde von Schwangerschaft und Wochenbett — Clara Kriesß, Muttergedanken zum Calmette-Prozeß — Neumann-Neurode-Kinderstunde — Wie begegne ich meinem übersensiblen Kinde? — Müttersprechstunde — Nützliches für den Alltag — Beilage „Wir spielen" usw.

Rätselecke

Gitter-Rätsel

	A		R		O		I	
A	■	P	■	N	■	E	■	L
	F		I		E		T	
	E		S		A		I	
	■		■		■		■	

Die Punkte obiger Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß vier senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die lange wagerechte eine Stadt in der Schweiz.

Rätsel

Ich bin eine singende Dame!
Kopf weg — ein weiblicher Name.

Rätselauflösungen

Uhren-Rätsel: Rinderbraten.

Mathematische Aufgabe: Vater 30, Sohn 6 Jahre.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Helga Barth, Friedrich Hespeler, Robert Mattes, Karlsruhe; Frau Lina Koch, Karlsruhe-Daxlanden; E. Bech, Frieda Auer, Karlsruhe-Rüppurr; Ludwig Oberle, Mörsch; Otto Dillmann, Karl Ungerer, Spielberg Frl. Christian Aufleger, Rastatt; Frau Elisabeth Frank, Gernsbach.

Witz und Humor

Präsentiert das Geschenk!

Onkel Emil schenkt immer was Originelles. Vier Wochen vor dem Fest sagt er zu Tante Grete:

„Hör' zu, Schwester, ich schenk' dir zu Weihnachten eine Unfallversicherung. Anständig?"

Tante Grete druckst und sagt dann zögernd:

„Weißt du, Emil, ein bißchen bares Geld wäre mir viel lieber gewesen . . . ."

Onkel Emil belehrt sie:

„Hier hast die Police — jetzt liegt alles bei dir, mein Kind! . . ."

(Aus der reichhaltigen und amüsanten Weihnachtsnummer der „Lustigen Blätter" (Verlag Dr. Selle-Eysler A.-G., Berlin SW. 68), die zum Preise von 50 Pfg. überall zu haben ist.)

Giftig. Meyers hatten sich morgens gründlich verzankt.

Abends kam Herr Meyer nach Hause.

Versöhnungsbereit. Liebe im Herzen. Gute Worte auf der Zunge. Ein Paketchen unter dem Arm.

„Sieh nur Liebling, was ich hier habe?" rief er strahlend. „Ein wundervunderschönes Geschenk für das Wesen, das ich auf der ganzen Welt am meisten liebe? Rate was es ist!"

„Was wird's schon sein!" antwortete die Gattin unversöhnlich. „Du wirst dir eine Kiste Zigarren gekauft haben . . ."

(Aus der Nr. 52 der bekannten Lustigen Blätter (Verlag Dr. Selle-Eysler AG., Berlin SW. 68). Das amüsante Heft ist für 50 Pfg. überall zu haben.)

Schottische Geschichten

Die Uhr

Der Sohn eines Schotten trifft einen Bekannten.

„Hallo, Phil!" sagt der Freund, „wie geht's? — Was macht das Studium?"

Antwortet Phil: „Ich studiere nicht mehr. Mein Vater hat mich von der Hochschule weggenommen. Ich soll Uhrmacher werden."

„Nanu! Ich denke, du solltest Medizin studieren?"

„Ja, eigentlich," antwortet Phil, „aber mein Vater hat kürzlich eine goldene Taschenuhr geerbt."

„So, und deshalb sollst du Uhrmacher werden?"

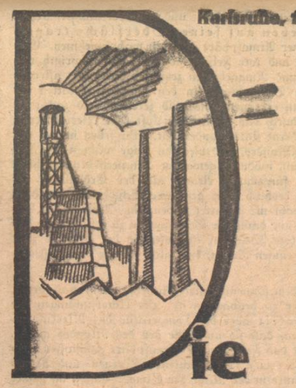
„Ja, das Werk ist kaputt."

Die Operation

John Ruff erscheint in der Klinik von Aberdeen und bittet flehentlich, man möge durch einen operativen Eingriff sein Geschlecht ändern. Er habe von solchen gelungenen Operationen gelesen und wolle eine Frau werden. Warum? fragt man. Und John Ruff erwidert: „Meine Großmutter ist gestorben und hat mir einen Schrank voll Frauenkleider hinterlassen."

Schriftleiter: Hermann Winter, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28.

Karlsruhe, 16. Januar 1932
52. Jahrgang
3. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Der Seher

Dr. Gustav Hoffmann

Es geht um das Ganze. Es geht um den größesten Gedanken, der je gedacht, den Gedanken eines Karl Marx, der diese Zeit als den Uebergang von der Vormenschheit zum Menschentum erkannt hat. Seit er das Wort ausgesprochen, klang es immer neu auch aus Dichtermund. Dichter sind Seher, und ohne den Weitblick des Erkennens des Kommenden geht es nicht. Wie großartig, da in Marx verbunden zu sehen den Blick für die geschichtliche Größe der Zeit mit der Möglichkeit des Erzwingens des neuen Jahrhunderts!

„Die Menschen von morgen werden Menschen sein oder — sie werden überhaupt nicht sein." So sprach es jetzt wieder ein bekannter Dichter, Manfred Kyber. Ist das Ohr der Menschheit imstande, zu hören? Und zu begreifen? Und zu handeln? Ja, zu handeln? Denn darauf kommt es an! Zu handeln im Sinne des werdenden Menschtums?

Es ist überlebt, die Politik im engen Horizonte persönlichen Nutzens zu sehen. Die Politik dieser Stunde hat eine andere Aufgabe, wie sie noch keinem Geschlechte beschieden gewesen ist. Sie hat dem Menschentum zu dienen — oder sie wird umsonst gewesen sein.

Politik hat sich heute mit großem ethischem Menschtum zu binden. Politisch denken heißt, wachsen über die ethische Enge der alten Welt.

Umschlingt in eurem Fühlen das Volk! Kämpft für die Menschheit! Was die Seher der Zeit uns kündeten, als Sozialdemokraten machen wir es zur Tat.

Schicksal

Fritz Carl Roegels

Keuchend glitt das Schiff durch die Flut. Es ist der „Triton", ein kleiner, schmutziger Dampfer, der aus dem Kanal von Mozambique kommend, der Madagaskar von Afrika trennt, dem großen Hafen Hafen Kapstadt zustrebt.

Der Tag ist stürmisch und regnerisch. Heftige Windstöße toben aus dem finsteren Südosten pfeilgeschwind dahin und wirbeln die Wellen hoch in die Luft. Es ist gegen Abend, und doppelt unheimlich in dieser Dämmerung brausen die verworrenen Töne des ewigen Kampfes zwischen Wind und Wasser.

In einer Kajüte des „Triton" sitzen sich zwei Männer gegenüber. Der eine athletisch und breitschulterig, unverkennbar an seiner Uniform, der Kapitän des Schiffes, der andere mittelgroß, ein ergrauter, hagerer und sonnenverbrannter Mann, ein Engländer.

Die Lampe schaukelt in ihrem Gestell hin und her und wirft zitternde Ringe auf die beiden Gesichter. Ein furchtbares Geheul und Fauchen, ein dumpfes, langgezogenes, schütterndes Klagegeheul läßt die beiden zusammenzucken. Nervös streicht der Engländer über seine Schläfen. „Hören Sie, Kapitän, wie diese Bestien ihre Sehnsucht nach dem afrikanischen Kontinent hinausbrüllen?"

Ueber die muskulösen Züge des Kapitäns geht ein leises Lächeln. „Die richtige Begleitmusik für das verwünschte Toben da draußen. Aber lassen Sie nur, zwei Tage noch und wir sind in Kapstadt und dort können Sie dann Ihre liebenswürdige Begleitung an Bord eines großen Schiffes so verfrachten, daß Sie dieser Gewaltmusik aus dem Wege gehen können."

Der Kapitän steht auf, geht zur Tür, stößt sie auf, überquerte den kleinen Kajütengang und geht in die gegenüberliegende Kabine. Ein schauerliches Brüllen antwortet. In dem langgestreckten Raum steht ein großer, mannshoher Gitterkasten, in dem zwei ausgewachsene afrikanische Tiger stolz und königlich aber ruhelos auf und ab wandern. Mit glutvollen Augen wenden sie die Köpfe zu dem Eindringling. Heißer Dunst haucht, mit Geifer vermischt, aus ihren dampfenden Rachen bis herüber in das Antlitz des Kapitäns.

„Zwei prachtvolle Burschen bringen Sie dieses Mal in die englischen Tiergärten!"

Der Engländer, ein Jäger und Forscher nickt schwermütig.

„Schon gut, Kapitän, aber es ist seltsam, ich werde ein eigentümliches Gefühl nicht los, daß dies mein letzter Transport sein wird. Trotz aller Aufgeklärtheit werden wir Jäger in vielen Fällen niemals eine gewisse Ahnungsfurcht, einen Glauben an die Macht des Ueberirdischen los. Ist es das Fieber des „dunklen" Kontinents, das uns innerlich aufwühlt, ist es die Gefahr, das Spiel mit dem Tode, das wir in der Wildnis, im Dschungel treiben, wer weiß es? Auch ich trage jetzt mit meinen Pflegekindern, den Tigern, eine trübe Ahnung mit nach Hause. Tief im Innern Afrikas wurde ich vor eine Frage gestellt, deren Lösung mir bis zur Stunde noch nicht gelungen ist."

Langsam gehen beide in die Kajüte zurück und setzen sich wieder gegenüber.

„Wenige Wochen noch und Sie sind wieder in England, sind bei den Ihrigen, und dann werden die Schatten, die Sie jetzt von drüben begleiten, wieder weichen."

Der Engländer springt empor. „Nein, nein, Kapitän, das Schicksal ist stärker, ich fühle es, ich weiß es, doch hören Sie, — es war eines Tages in Belgisch-Kongo, mitten im tiefsten Afrika, als wir aufbrachen, um „Mubombo", wie ihn die Eingeborenen nannten, einen gefürchteten Tiger, der schon seit Wochen ein Dorf unsicher machte, zu erlegen. Ich war der einzige Weiße, der mit zehn mutigen Männern eines mir treu ergebenen Stammes zu diesem kühnen Unternehmen ausging. Der Tropenabend, heiß und schwül, war von zauberhafter Schönheit. Es war der Augenblick, wo die scheidende Sonne noch einmal, kurz bevor die laute Dschungelnacht hereinbrach, Wind und Wildnis zum Schweigen brachte. Nur die vorlauten Vögel schrien, piepten und sangen ihr Abendlied und zahllose Insekten summten und surrten durch das Dickicht. Neben mir schritt Wimbum, ein Häuptlingssohn, dessen Hochzeit wir in der letzten Woche mit allem afrikanischen Pomp gefeiert hatten. Wimbum, ein kräftiger und muskulöser Kongoneger, meine treuester Jagdgefährte, legt in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung seine Hand auf meinen Arm. „Herr, kehre ich nicht zurück, fliehe den Dschungel, denn unsere Freundschaft kettet das Schicksal vom Leben in den Tod über."

Mit einem Scherz vertrieb ich ihm die Grillen, zeigte auf meine Waffen und erzählte ihm andere, glücklich verlaufene Jagdabenteuer. In einer knappen halben Stunde war die Nacht aufgezogen. Das Rauschen und Rascheln, das Quieken und Schnattern der Affchen mit den tausend Gefährten, das Schreien der Hyänen, das Rascheln und Trompete, ndas sinnenvibrierende Brausen der Dschungelnacht begann. Und dann geschah das entsetzliche. Innerhalb weniger Sekunden. Wir schlichen durch eine Lichtung. Weit ab von der ausgekundschafteten Lagerstätte des Tigers. Daher ziemlich ohne Vorsicht. Plötzlich glühen phosphorgraue Pupillen aus dem Dunkel auf. Mit einem furchtbaren Schwung schießt wie eine Schleuder mit leisem unheimlichem Fauchen ein schwerer Körper auf den unglücklichen Wimbum neben mir. Reißt ihn zu Boden. Ein entsetzlicher Schrei, verbunden mit den eigentümlich weich klingenden Prankenhieben des rasenden Tigers.

Zu spät mein Schuß. Zu spät die Rettung. Starr vor Grausen umringen die Eingeborenen ihren unglücklichen Stammesgenossen. Ich kniee neben dem Sterbenden nieder, sehe ihm in die gebrochenen Augen, da flüstert er mit letzter Kraft. „Herr, flieh, flieh!" Aus seiner Brusttasche fällt das Bild, das ich an seinem Hochzeitstage machte und das uns beide Arm in Arm zeigte, jetzt arg zerfetzt.

Wir jagen ins Dorf zurück. Jammernd stürzte die junge Frau auf den Leichnam. „Herr, fliehe aus dem Dschungel, ich sah im Traum auch dich im Blute liegen."

Was soll ich noch sagen. Durch Mark und Bein gingen mir die Worte. Ich hetzte auf kürzestem Wege zur Küste. Atemlos. Mein Jagdfieber war dahin. Sie nahmen mich an Bord Ihres Frachtschiffes. Ich hoffte hier, Kapitän, das grausige Bild zu vergessen. Umsonst!"

Stöhnend stützt der Engländer den Kopf auf die Hand. Die See draußen war schlimmer geworden. Immernehr schwankte das Schiff. Es war spät am Abend. Langsam erhebt sich der Kapitän.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Hinweg mit den Gedanken! Sie sind nicht mehr im Dschungel, Sie sind auf dem Indischen Ozean. Sie haben der Schwarzen Warnung befolgt, und das Schicksal wird Ihnen nicht nachjagen. Gehen Sie schlafen, und morgen wird die Sonne Ihre trüben Gedanken verscheucht haben."

Der Engländer begleitet den Kapitän nach oben. An Bord peitscht Wind und Regen ihnen ins Gesicht. Das Wasser zeigt eine tiefschwarze Färbung und zischend wie von der Peitsche gejagt, ziehen weiße Wellenkämme darüber hin. Eine unendlich trübe Stimmung liegt über dem aufgewühlten Meer, in dessen Zacken zusammengeballte Wolkenmassen hinunterhängen. Der Forscher verabschiedet sich und geht wieder nach unten.

Nein, er kann nicht schlafen, das Schwanken des Schiffes, das Heulen der Raubtiere dröhnt immer fürchterlicher in seine Ohren, sein Hirn, seine überreizten Sinne. Er erhebt sich vom Bett, auf das er sich in seinen Kleidern geworfen, und beginnt ruhelos in seiner Kabine auf und ab zu gehen. Bilder der Vergangenheit tauchen vor ihm auf, er denkt an frühere Fahrten, die immer einen glücklichen, heiteren und frohen Menschen nach Hause brachten. Und dieses Mal?

Da wieder das gräßliche und stöhnende Brüllen, diese grauenhaft langgezogenen Töne, er muß die Bestien zum Schweigen bringen. Möglich, daß der Schreck sie verstummen machen würde, wenn er neben seinen Tieren den Revolver abschösse. Er nimmt ihn und öffnet die Tür zur Kabine. Ein schmaler Lichtstreif fällt aus der offenen Kajüte auf den Gitterkasten, in dem die Tiger wie rasend emporspringen. Die Eisenstäbe knarren, und es scheint dem Engländer bei dem ungenügenden Licht, als ob sie sich unter den Tatzen biegen wie Rohr. Doch das ist sicher nur eine Augentäuschung. Wieder das rasende Geheul, ihm graust. Er drückt los.

Ein Blitz — in diesem Augenblick legt ein fürchterliches Wehen des Sturmes das Schiff auf die Seite, es zittert und stöhnt bis in die Fugen als sollte es erliegen in dem ungeheuren Kampf. Die Hand des Forschers hat geschwankt. Der Tiger ist verwundet. Wahnsinnig das Toben — ein langgezogenes erschütterndes Fauchen. Knirschend biegen sich zwei Stäbe, die Tatze trifft den Arm des Engländers und reißt ihn in Fetzen.

Der Kapitän hat trotz des Sturmes den Menschenschrei gehört. Mit dem Revolver stürzt er in die Kabine des Engländers und weiter. Er trifft gut — Tiger und Tigerin streckt er dahin. Das Brüllen erstirbt. Als man dem ohnmächtigen Engländer den Armstumpf verbunden hatte, geht der Kapitän in dessen leere Kabine. Der Lichtstrahl der Hängelampe wirft zitternde Ringe auf eine auf dem Tisch liegende Photographie, die den Neger mit dem Forscher Arm in Arm zeigt.

Und seltsam, die Augen des Kapitäns weiten sich zu einem eigentümlichen Ausdruck, die Tigertatze, die Wimbum zu Tode traf, hat auch den auf Wimbums Schulter gelegenen Arm des Engländers aus dem Bilde gerissen.

Das belebte Weltall

Erich Krug

Es ist ein schöner, im edelsten Sinne echt menschlicher Traum, zu glauben, daß die Erde nicht der einzige bewohnte Himmelskörper im Weltall sei, daß es noch andre Planeten mit menschenähnlichen Wesen gebe und aus den Sternenfeuern freundliche Auge zu uns herniederblicken auf unseren kleinen Erdenball. Das ganze Ringen und Streben der Menschheit ist ja ein Weg aus Nacht zum Licht. Da ist es wohl verständlich, daß der Mensch sich gern manchmal hinwegträumt von seinem in vieler Beziehung noch so dunklen Heimatstern und seine Gedanken hinaufeilen läßt zu den leuchtenden Welten des nächtlichen Himmels. Die Anschauung von der Bewohntheit andrer Weltkörper ist kein Ergebnis neuzeitlicher Forschung, sondern ist alt, sehr alt. Mit der wachsenden Erkenntnis, daß die himmlischen Lichter droben nicht die Köpfe goldener Nägel an der Himmelsglocke sind, sondern weit entfernte Welten, entstand auch der Gedanke der Bewohnbarkeit jener Welten. Schon sieben Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung stellten die alten Griechen die Theorie auf, daß die Erde frei im Raume schwebe, und zweihundert Jahre später soll Xenophanes die Bewohnbarkeit des Mondes gelehrt haben. Aus verschiedenen Schriften des Altertums geht die Auffassung von der Vielzahl bewohnter Welten deutlich hervor. Aber mehr noch als die Denker des Altertums ist der moderne Mensch, der im Zeitalter der exakten Naturwissenschaft lebt, berechtigt, nach dem Leben auf anderen Sternen zu fragen. Gewiß, wir wissen von den Daseinsmöglichkeiten, die dem Leben auf andern Planeten zur Verfügung stehen, noch immer herzlich wenig, wenn wir auch Ursache zur Annahme haben, daß die Entfaltung des Lebens bei andern physikalischen und chemischen Voraussetzungen auch andre Wege einzuschlagen vermag. Es sei aber einmal gestattet, von einem ganz vorsichtigen Standpunkt aus, vom Standpunkte der auf der Erde herrschenden Lebensbedingungen, die Daseinsmöglichkeiten auf andern Himmelskörpern zu untersuchen.

Der Mond, der treue Erdbegleiter und der Erde nächster Nachbar, kann kein Leben auf seiner Oberfläche tragen. Es ist keine Spur einer Atmosphäre auf ihm wahrzunehmen. Eine unheimlich öde, kahle und tote Felsenländschaft, ein Labyrinth von Kratern, Schluchten und Ringgebirgen zeigt sich durch das astronomische Fernrohr dem Beobachter. An den scharfen Schatten der Mondberge kann man erkennen, wie wild zerrissen und zackig die Felsmassive sind, da durch das Fehlen der Luft keine Verwitterung und Abtragung der Berge stattgefunden hat. Wir sehen immer nur die gleiche Seite des Mondes, und vierzehn Tage währen der Tag und die Nacht auf ihm, wodurch gewaltige Temperaturunterschiede entstehen. Ungefähr fünfzigmal kleiner als der Erdball ist die Mondkugel, und die deshalb weit geringere Schwerkraft wird es unserm Trabanten wohl nie gestattet haben, eine Atmosphäre längere Zeit festzuhalten und damit die Bedingungen zu erfüllen, die das Leben fordert. Eine tote Welt, ein Zukunftsbild der Erde, so zieht der Mond durch den eisigen Raum, ein „alter Knabe" unter seinesgleichen.

Vom Merkur, dem sonnennächsten Planeten, weiß man wenig, da er nur sehr schwer zu beobachten ist. Die Untersuchungen, die Nicholson und Pettit über die Temperatur des Merkur anstellten, haben ergeben, daß sie ungefähr der des Mondes gleicht, woraus ebenfalls auf das Fehlen einer Atmosphäre geschlossen werden kann. Auch die Venus, der leuchtende Morgen- und Abendstern, befindet sich immre in der Nähe der Sonne. Schon im Jahre 1761 wurde bei diesem Gliede unseres Sonnensystems von verschiedenen Astronomen das Vorhandensein einer Atmosphäre erkannt, da der Planet bei einem Vorbeigang vor der Sonnenscheibe, bei einem sogenannten Venusdurchgang, von einem feinen Lichtring umsäumt war. Noch immer aber nicht restlos geklärt ist die Frage, ob die Venus, die in 225 Tagen ihren Umlauf um die Sonne beendet, unserm Zentralgestirn immer die gleiche Seite zuwendet oder um eine Achse rotiert, wie die Erde. Doch selbst bei der Annahme, daß sie keine Rotation habe, ist das Vorhandensein von Leben nicht ausgeschlossen, da in dem Grenzgebiete zwischen Tag- und Nachtseiten ein breiter Streifen Land vorhanden sein muß, der als die gemäßigte Zone der Venus angesprochen werden kann und vielleicht verschiedenen Lebewesen erträgliche Daseinsbedingungen gewährt. Leider ist die Atmosphäre der Venus so dicht, daß selbst durch große Fernrohre kaum etwas von der Oberfläche dieses Planeten zu erkennen ist.

In der Reihenfolge der Planeten kommt als nächster nach der Erde, in der Richtung der Grenze des Sonnenreiches, der Planet Mars, der „rote Stern". Er ist sicherlich der „volkstümlichste", denn durch zahlreiche Romane und Erzählungen über Weltraumfahrt und Marsbewohner ist er weiten Kreisen bekannt geworden. Auch der Mars besitzt eine Atmosphäre, die jedoch wesentlich dünner ist als die irdische. Er dreht sich ungefähr ebenso wie die Erde in 24 Stunden und 37 Minuten um seine Achse. Seine Jahreszeiten sind aber nahezu doppelt so lang wie die unsrigen, da er zu einem Umlauf um die Sonne 687 Tage gebraucht. Der Planet zeigt durch große Fernrohre auf seiner Oberfläche überraschend viel scharfe und verwachsene Einzelheiten. Schon der große Herschel hat an den Polen des Mars die weißen Flecke beobachtet, die bei der Zunahme des Marswinters wachsen und größer werden, während des Marssommers aber „abschmelzen". Er deutete sie als Schnee- und Eismassen, wie sie auch in den Polargebieten der Erde vorhanden sind. Es sind aber sicher nicht Eismassen in dem Maße wie die irdischen, da diese während eines Marssommers nie und nimmer solche gewaltigen Abschmelzungserscheinungen zeigen würden. Der amerikanische Physiker Coblentz hat mit außerordentlich empfindlichen Instrumenten die Temperatur des Mars untersucht und sie am Marsäquator zu ungefähr 0 Grad festgestellt. Da es auch auf der Erde viele Gebiete gibt, deren mittlere Jahrestemperatur etwa 0 Grad Celsius beträgt, und die durchaus nicht unbewohnbar und unbewohnt sind, so kann auch auf dem Mars das Vorhandensein höherer Lebewesen aus diesem Grund nicht abgelehnt werden. Besonders interessant und umstritten sind die von Schiaparelli auf der Marsoberfläche beobachteten „Kanäle". Der Forscher fand die Marskontinente von feinen, dunklen Linien durchzogen, die sich zeitweise auch verdoppelten, und deren außerordentliche Regelmäßigkeit eine natürliche Entstehung zweifelhaft erscheinen ließ. Meistens verbanden die Kanäle bestimmte Punkte oder „Seen" miteinander. Auf Grund seiner langjährigen Beobachtungen glaubte sich Schiaparelli zu der Annahme berechtigt, daß der Mars von hochintelligenten Wesen bevölkert sei, die sich durch ein großartiges Bewässerungssystem in einer austrocknenden Welt zu behaupten suchen. Diese Auffassung hat auch besonders der vor mehreren Jahren verstorbene amerikanische Astronom Lowell vertreten. Ein sehr großer Teil der Astronomen ist aber vom Dasein der „Kanäle" nicht überzeugt. So hat z. B. u. a. A. Kühl die „Kanäle" als optische Täuschungen erklärt und hat gezeigt, daß eine Zeichnung der Marskontinente, die regellos mit kleinen Flecken bemalt wird, aus einer bestimmten Entfernung mit „Kanälen" gesehen wird, da das Auge unwillkürlich die Flecke miteinander verbindet. Aber wie dem auch sei, ob auf dem Mars Kanäle vorhanden sind oder nicht, auch die vorsichtigste wissenschaftliche Forschung erkennt an, daß Lebensmöglichkeiten auf unserm Nachbarplaneten bestehen.

Jupiter und Saturn, die Riesen unseres Sonnensystems, befinden sich höchst wahrscheinlich noch in einem glühendflüssigen Zustande, so daß sich auf ihrer Oberfläche noch keine feste Rinde gebildet hat und deshalb auch von einer Entfaltung des Lebens auf ihnen noch nicht die Rede sein kann. Von den letzten bekannt gewordenen großen Planeten, Uranus, Neptun und Pluto, kann wegen ihrer ungeheuren Entfernung sowohl von der Erde wie von der Sonne wenig in Bezug auf Lebensmöglichkeiten gesagt werden.

Aber ebenso wenig wie die Erde nimmt die Sonne eine bevorzugte Stellung im Weltall ein. Unser Milchstraßensystem besteht aus Milliarden von Sonnen. Und die unfaßlich fernen Spiralnebel, deren Vorhandensein uns hauptsächlich die photographische Platte verrät, sind ebenfalls Milchstraßensysteme. Ein solch großes, gewaltiges Weltbild gibt uns das Recht, zu glauben, daß in den Tiefen des Raumes, als Begleiter andrer Sonnen, Planeten kreisen, deren Entwicklungszustand das Gedeihen von Leben gestattet. Wie selbst in den Tiefen der Meere unde widerum im winzigsten Wassertropfen sich Lebewesen tummeln, so wird die unerschöpfliche Natur auch auf anderen Sternen ihr Bestes tun, um die heilige Flamme des Lebens zu entfalten.

Sein Vater

Von S. L. van Waesdorpe

„Morgen wird es bei Van Marens sehr nett werden," sagte Mia Ripper, als ihr Mann mittags heimkam. „Eine Feier zu Ehren des Präsidenten der Indischen Handelsgesellschaft, Franz Beaudin. Ich habe mir mit meiner Schneiderin ein Kleid dazu gemacht, ein Gedicht! Aber du darfst es erst morgen sehen."

Gerard Ripper erwiderte nur ganz kurz auf den begeisterten Bericht seiner jungen Frau. Auch bei Tisch war er stiller als sonst und beantwortete Miß fröhliches Geplauder nur zerstreut und einsilbig. Beaudin, Franz Beaudin . . . Nein, es erschien ihm wenig angenehm, dem morgen Abend zu begegnen. Wenn er an Beaudin dachte, mußte er zugleich in seinen eigenen Vater denken, den alten Ripper, der Friseur gewesen war.

Der junge Verwaltungsbeamte schämte sich nicht seines Vaters, aber er schämte sich des bescheidenen Berufes, den sein Vater ausgeübt hatte. Durch diese törichte Scham getrieben, hatte er stets über seinen Vater gelogen. Kam im Klub oder sonstwo das Gespräch auf die Eltern in Holland, so pflegte Kontrolleur Ripper immer achtlos die Worte hinzuwerfen: „Mein Vater, der ein großes Geschäft in A. hatte . . ." Und er hatte sich selber bei dem Gedanken beruhigt, daß ein Friseurgeschäft doch eben auch ein Geschäft war; und groß — nun ja, das war ein relativer Begriff. Sogar Mia, die er in Indonesien kennen gelernt, und mit der er sich hier verheiratet, hatte er belogen und von einem Geschäft mit vier Angestellten gesprochen, während der alte Ripper in Wirklichkeit nie auch nur einen Angestellten gehabt hatte. Der alte Ripper hatte einen ganz kleinen, aber als sehr gut gekannten Friseurladen in der Kleinstadt A. gehabt. Er hatte lauter feste Kunden, die besseren Leute der Kreisstadt. Dazu gehörte auch die Familie Beaudin. Der alte Herr Beaudin war Direktor der Bank am Orte gewesen. Ihn mußte Vater Ripper schon früh in der Wohnung rasieren. Auch den Knaben der Beaudin wurde daheim das Haar geschnitten. Gerard Ripper sah seinen Vater noch vor sich, wie er mit einem kleinen Handköfferchen, das er sein „Felleisen" zu nenen pflegte, zur Tür hinausging, um bei Beaudin zu rasieren. Einer dieser Knaben war Franz Beaudin gewesen, der heute bereits präsidierender Direktor der Indischen Handelsgesellschaft war. Die Knaben Beaudin waren etwa zehn Jahre älter als Gerard Ripper gewesen, und er entsann sich, wie er als kleiner Junge mit offenem Munde zu lauschen pflegte, wenn Vater bei der Rückkehr mit der Mutter über die Beaudienschen Kinder sprach. Die hatten Spielzeug! Einen Dampfer, der so groß war, daß er kaum in die Badewanne paßte. Und eine Eisenbahn, bei der das ganze Zimmer mit Bahnhöfen, Signalmasten, Tunneln und Weichen gefüllt war — als ob alles echt wäre!

Später als die Knaben Beaudin größer waren und bereits studierten, kamen sie in ihren Ferien gelegentlich noch zu Ripper, um sich rasieren oder das Haar schneiden zu lassen. Dann sprachen sie über die alte Zeit, wie sie als ganz kleine Bengel mitunter geschrieen hatten, wenn ihnen das Haar geschnitten werden sollte. Und der Friseur erinnerte sie an di Eisenbahn, die das Kinderzimmer ausgefüllt hatte. Als Studenten nannten sie den Friseur beim Namen, wie man einen Fuhrmann oder Diener beim Namen nennt. „Tag, Ripper, wie geht's?" Und Ripper antwortete: „Gut, Herr Franz," oder: „Danke Ihnen, Herr Beaudin." Gerard, der damals noch ein kleiner Junge war, mußte den Herren dann die Hand geben. und Vater Ripper sagte stolz: „So habe ich die Herren auch gekannt, als sie noch so klein waren. Ich habe ihnen von Jugend auf das Haar geschnitten."

Einem dieser Herren Beaudin würde er, Gerard Ripper, nun morgen auf dem Feste bei den van Marens begegnen. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er wußte, daß es klein und schwächlich war, so zu denken; aber hat nicht jeder Mensch seine schwachen Seiten? Er war ihm zwar bekannt, daß Franz Beaudin in Ostindien war, und er wußte auch, welche hohe und mächtige Stellung er dort bekleidete; niemals hatte er jedoch erwartet, daß er ihm begegnen würde. Noch nie war ihm jemand aus A. hier in den Tropen in den Weg gelaufen. Und nun? Dieser Beaudin würde ihn sofort erkennen oder sich des Namens erinnern. Er war im ganzen indischen Archipel wegen seiner schlagfertigen Bemerkungen bekannt. Böse Zungen behaupteten sogar, daß Beaudin diesem Umstande zum größten Teile seinen raschen Aufstieg zu danke habe. Nett würde das sein, wenn er morgen zu ihm sagte: "Ah . . . selbstredend . . . Kontrolleur Ripper . . . Sie sind der Sohn des Friseurs Ripper. Der hat mir jahrelang das Haar geschnitten", oder etwas ähnliches. — —

Gerard Ripper hatte noch den Vorsatz gehabt, sich im letzten Augenblick wegen plötzlichen Unwohlseins entschuldigen zu lassen. Aber auch das wagte er nicht, und so erschien er mit seiner fröhlichen jungen Frau auf dem Abendfeste der van Marens. Er kam sich vor wie ein Junge, der Unfug ausgeheckt hat und weiß, daß man ihn jetzt fassen wird. Die Vorstellung der Gäste verlief ohne Zwischenfall. Franz Beaudin drückte ihm wie allen anderen die Hand und sagte, es sei ihm angenehm, ihn kennen zu lernen. Der junge Kontrolleur murmelte etwas zurück, ohne ihn anzusehen.

Als man zu Tische ging, bemerkte Ripper zu seinem Schrecken, daß Mia die Tischdame Beaudins war. Ein Ehrenplatz! O ja, der Angstschweiß brach ihm aus, vor allem als er sah, daß die Beiden sich sogleich unterhielten. Mit verhaltener Angst schaute er zu Beaudin und seiner Frau hinüber; und wenn einer von beiden in seine Richtung blickte, wandte er rasch den Kopf ab. Er suchte sich zu ermannen; er redete auf sich selber ein, daß er ein verächtlicher Kerl sei. Hatte nicht jener gute alte Mann mit allem Schneiden und Rasieren es ermöglicht, daß er seine Ausbildung zum Verwaltungsbeamten vollenden konnte? Alles gut und schön — aber ein kleiner Barbiert blieb ein kleiner Barbier. Und er hatte hier immer erzählt, daß sein Vater in A. ein großes Geschäft habe. Wie die Leute lachen würden, wenn nachher Franz Beaudin . . . Denn über solche Dinge lachten die Leute in den Tropen gern; das wußte er nur zu gut.

Nach Tisch fanden sich die Gäste in der großen Vordergalerie zusammen, wo Kaffee und Liköre serviert wurden. Ripper sah seine Frau und den Präsidenten der Indischen Handelsgesellschaft auf sich zukommen, und er hörte Mias fröhliche Stimme: „Gerard, hast du Herrn Beaudin nicht erkannt? Wußtest du nicht . . .?

„Ja, selbstverständlich, Herr Ripper, wir sind Landsleute, wenngleich ich etwas älter bin als Sie. Sie kommen doch auch aus A.?"

Gerard Ripper stand vor dem Andern mit gesenktem Kopfe, wie jemand, der in voller Oeffentlichkeit einen Anschnauzer erhält. „Jetzt kommt es, jetzt kommt es," dachte er, während ihm die Ohren vor Scham erglühten. Vor Scham über alles, über sich selbst und über jenen Friseur, der sein Vater war.

Doch die etwas laute, nachdrückliche Stimme Beaudins sprach schon weiter: „Ich habe Ihren Vater gut gekannt. Lebt er noch? Und geht es ihm gut? Das freut mich. Ihr Vater war . . . Ihr Vater war ein harter Arbeitsmensch, Herr Ripper!"

Der Andre senkte den Kopf noch tiefer, denn seine Scham wurde noch größer. Und seine Stimme war durch Reue über das Unrecht, das er dem alten Manne angetan hatte, erstickt, als er zu entworten versuchte: „Ja, das war er . . ."

(Berechtigte Uebertragung aus dem Holländischen von Harro Essingh.)

Welt und Wissen

Im Paramount-Kino in Neuyork befindet sich eine Riesenorgel, die zwei Wände des großen Kinos einnimmt und so viele und so verschiedene Pfeifen hat, daß ein Mann 800 Instrumente zugleich spielen kann, darunter zum Beispiel die berühmte altrömische Flöte, die Tibia plana, die aus dem Backenknochen des Esels verfertigt war.

Das stärkste Pflanzengift. Vor einiger Zeit wurde von der Entdeckung einer Giftpflanze berichtet, die schon den Tod hervorrufen sollte, wenn man nur röche. Es handelt sich dabei, wie in den Technischen Blättern mitgeteilt wird, um die südafrikanische Pflanze Adenia, die von dem Chemiker Green im Staatslaboratorium zu Ondersteport näher untersucht worden ist. Bei Bahnarbeiten in Transvaal fand ein Arbeiter die Pflanze und fiel sofort tot hin, als er nur ein wenig von der Knolle kostete. Die Adeniapflanze ist eine keine fleischige Knollenpflanze, deren Gift an Stärke dem Strychnin fünftausendmal überlegen ist. Schon der Bruchteil eines Milligramms genügt zur Tötung eines Menschen. Das Gift hinterläßt in den Organen nicht die geringste Spur.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg